

(Nachdruck verboten.)

15]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Als ihr Mann sich entfernt hatte, setzte sich Frau Schönbrenner zu ihrer Tochter, die ein neues Taillenband zurechtlegte, um mit ihr zu beraten.

„Wenn es neue Ballonärmel kriegt, wird mein schwarzes Atlaskleid wieder wunderbar ausschauen, meinst Du nicht auch?“

Tini zuckte die Achseln: „Neue Ärmel in einem alten Kleid —“

„Was, altes Kleid, einen solchen Atlas findest Du heute nicht mehr — er ist immer noch schön — der hat sich ausgezahlt, wenn ich den — Ich bin nur froh, daß ich mir damals den Rod nicht hab' in Zwickl schneiden lassen, — jetzt wär' er verpfuscht — aber wie man jetzt die neuen Glodenrod' trägt, ist Ballonärmel brauchen werde? Bei Pineles hab' ich einen sehr schönen Atlas zu neunzig Kreuzer im Fenster g'ehen —“

So schwätzte sie fort, ohne daß Tini von ihrer Arbeit auffah.

„Mir scheint, Tini, Du ärgerst Dich, weil er mich mitnimmt und nicht Dich,“ sagte die Mutter, und konnte ein triumphierendes Lächeln nicht ganz verbergen. „Aber warum hast Du ihn nicht gebeten, ich hab' ihm's ang'ehen, er hat nur drauf g'wart', und ich wett', wenn's D' ihm a bißerl schön thust, so —“

Tini hatte ein kurzes Auflachen.

„Glaub'st mir liegt so viel dran, mit Euch zu gehen?“

„Ja, glaub' schon, aber Du brauchst Dich wegen der feinen G'sellschaft nicht zu genieren, Du hast ein schönes Benehmen, der Vater hat Dir was lernen lassen —“

„Ja, der hat mir was lernen lassen, nicht zehn Kreuzer im Tag könnt' ich mir damit verdienen,“ rief auffahrend das junge Mädchen.

„Davon ist doch nit die Red', Du hast's auch nit nötig, Gott sei Dank.“

„Nicht nötig, so? Wenn ich mich will von ihm hunzen lassen und in Perkalkleideln 'rumlaufen, dann hab' ich's nicht nötig, aber da dank' ich dafür.“

„Na, na, Du wirst nicht immer zu Haus bleiben, Du wirst Dich verheiraten und dann Deine eigne Frau sein.“

Tini sah die Mutter mit einem übermütigen und dabei doch mitleidigen Blick an.

„So wie Du Deine eigne Frau bist, gelt? Nein, ich bin nicht so wie Du, ich will nicht wie eine Magd im Hause gehalten sein, und schlimmer als eine solche. Ich will auch nicht den Mann nehmen, den er mir ansucht, und ich glaube, er hat schon einen für mich. Nein, nein, mir da, ich will lieber dran gehen, für meine Bedürfnisse selbst zu sorgen, ich will — aber wozu red' ich da 'rum —“

Sie begann ihr Sachen zusammenzuraffen und trillert dabei den Zuegermarsch.

Dann sagte sie kurz angebunden zu ihrer Mutter: „Ich geh' heut fort, aber sag' nichts dem Vater — ich will — ich muß mich — wegen was erkundigen.“

Probeweise schlang sie den Gürtel um ihre Taille und lief in die gute Stube, um sich vor dem Spiegel zu betrachten.

„Das Mäd'el ist oft wie ein Narr,“ brummte die Mutter, „man kann sich gar nicht mehr auf sie verlassen.“

Der Vorzug, den ihr der Gatte vor der Tochter eingeräumt, hatte indes ihr Selbstgefühl in so wunderbarer Weise gehoben, daß sie sofort daran ging, ihre Toilette zusammenzustellen. Sie nahm ihr Atlaskleid aus den weißen Hüllen, breitete es über dem Bett aus und legte einen Fächer darauf; — wenn der Schmuck noch dazu kam — „Wie bei Hof,“ dachte sie.

Aus dem Nebenzimmer ließ sich das Klappern der Nähmaschine vernehmen. Sie horchte und ihre Züge nahmen einen befriedigten Ausdruck an: einen Augenblick war sie vor Störung sicher.

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen: rasch öffnete sie die Kommode, zog aus der hintersten Ecke eine Schatulle hervor, die sie mit einem Schlüssel, den sie besonders verwahrte, aufsperrte, und entnahm ihr, nachdem sie vorher noch einmal hingehört, ein Etui.

Im nächsten Augenblick legten sich ihre Augen an dem

Armband aus rotem Gofse mit einer Rosette von Türkisen und Perlen, das da auf weißem Atlas gebettet lag.

Mit den braunen, abgearbeiteten Händen hielt sie das Armband empor und ließ es im Lichte funkeln.

Prachtvoll!

In zitternder Eile legte sie's um ihr Handgelenk und brückte das Schloß zusammen; es schnappte.

Dann streckte sie den Arm weit von sich und drehte ihn hin und her: Wie nobel! Ueber das vulgäre Gesicht huschte ein Strahl verschönernden Glüdes.

Mit diesem Schmuck konnte sie auch neben einem Prinzen sich sehen lassen. Zur Siegesfeier wollte sie's anlegen, zum erstenmal. Wenn nicht bei dieser Gelegenheit, wann denn sonst? Seit Jahren besaß sie den Schatz und niemand wußte darum.

Nur heimlich durfte sie sich an diesem Besitz erlaben, da sie ihn offen nicht zu zeigen gewagt.

„Wie konnte sie auch! — Ihr Mann war so mißtrauisch... Wird er nicht fragen: Woher? — Wie kommst Du dazu? — Vom Körbelgeld, das Du Dir machst, nicht wahr?“

Gott war ihr Zeuge, sie hatte sich's ehrlich und mühsam zusammengespart, durch kleine Schmutgereien und kleinlichen Schacher im Haushalt.

Sie hatte sie ein Trinkgeld gegeben, nie, und sie hatte Hasenfelle, Knochen und Glascherben gesammelt und dem Juden verkauft, nebst den alten Hüten ihres Mannes, die so fett und verdrückt waren, daß sie selbst der Jud' nicht nehmen wollte; aber dafür hatte sie ihm die Kundschaft der Frau Finanzrätin zugeschanzt, bei der sie als Schatzmeisterin fungierte; bei der konnte er dann seinen Nebbäck machen. Kurz, sie hatte ihres Amtes stets als gute, christliche Hausfrau gewaltet und ihr Mann konnte sich nicht beklagen. Nur in einem Punkte hatte sie ihm gegenüber ein schlechtes Gewissen. Sie hatte dem Juden auch den Kragen und den großen Perzmuiff der seligen Schwiegermutter verkauft, auf den ihr Mann so stolz war, auf den er bei jeder Gelegenheit hingewiesen, um ihr zu beweisen, wie wohlhabend seine Eltern gewesen, und in was für eine feine Familie sie hineingeheiratet hatte. Das Pelzwerk war ihr daher in der Seele verhaßt und sie hatte es nie getragen. Nach und nach hatte er es vergessen; aber wenn er Verdacht schöpfte — und sie fragte: Was hast Du mit der Pelzgaritur meiner Mutter gemacht?!

Sie schauderte... Dann sah sie wieder auf ihr Armband und seine gleichende Pracht.

Jetzt fuhr sie zusammen.

Tini hatte zu nähen aufgehört, jetzt kam sie gewiß heraus. Nichtig, sie hörte schon ihre Schritte. Rasch warf sie das Etui in die Schublade und zog den Ärmel über die Hand herab, um ihren Schmuck zu verbergen.

Tini erschien auf der Schwelle, bereits zum Ausgehen angezogen.

Sie trug ihre Bluse mit Ballonärmeln, mit dem neuen Gürtelband um die schlanke Taille, und ein rundes Hütlein, das bereits frühlingshaft mit auf langen Stielen nickenden Rosen garniert war.

Sie sah hübsch, frisch und so unternehmend aus, wie nur je.

„Was versteckst Du denn da vor mir?“ fragte sie munter. Als sie das erschrockene und errötende Gesicht ihrer Mutter sah, mußte sie lachen.

„Ich kann mir's schon denken, — ich wollte Dich eben darum bitten, Du sollst es mir borgen.“

„Was denn? — Ich versteh' Dich nicht —“ stammelte die Mutter.

Tini sprang zur Kommode, öffnete sie und zog aus der Lade das leere Etui.

„Wo ist das Bracelett?“

„Ein Bracelett?“ Sie hatte die Schürze heraufgenommen und um den Arm gewickelt, ihn krampfhaft verhüllend.

Tini lachte noch stärker.

„Das mußt Dir nichts, glaubst Du, ich bin so dünn, o je, wie lang' bin ich Dir schon dahinter gekommen — aber hab' keine Angst, ich verrat's nicht... verrat' Dich nur selber nicht — Du wirst's doch nicht nehmen, wenn Du mit ihm? — na, ich wüß' nicht, was er Dir dafür anthät', daß Du den schönen Pelz der Großmutter verkauft hast.“

„Es waren schon Schaben hineingekommen,“ stammelte die Mutter.

„Deine Schuld, weil Du nicht darauf acht gegeben hast — daß Du ihn aber noch dazu einem Juden verkauft hast —“

„Ich bitt' Dich, sag's ihm nicht . . .“

„Nein, er braucht's nicht zu wissen — aber mir borgst Du das Armband — ich geh' heut' wohin, wo ich sein auschau'n will, man soll wissen, daß ich aus einem guten Haus bin, das ist mir wichtig . . . also mach' keine G'schichten, Mutti, und gib's her.“

Sachend zog sie ihr die Schürze herunter, nahm der vor Aufregung schier Gelähmten das Armband von dem knochigen Handgelenk und legte es um ihren runden, weißen, jugendlichen Arm. Es war das Werk eines Augenblicks.

„Gut steht's, was? — Viel besser als Dir, Mutti, das kannst Du mir glauben. Adieu! Hab' keine Angst, ich verlier' Dir's nicht, bin vor dem Vater wieder zu Haus.“

Sie winkte der Hilfslosen, deren Augen sich mit Thränen füllten, verheißend zu und hüpfte zur Thür hinaus.

Frau Kiesel zündete schon „die Gas“ an, als Lini von ihrem Besuch zurückkam.

Sie war sehr aufgeregt, ihre Wangen brannten, ihre Augen leuchteten, neugewachte Hoffnungen, ein gesteigertes Lebensgefühl sprachen aus ihrer Haltung und ihren Mienen. Auf dem Gange kam ihr Luise entgegen.

Einen Augenblick war es, als wolle sie auf sie losstürzen, es wäre ihr ein Triumph gewesen, ihr zuzurufen: Ich war bei ihm — ich habe Talent — er hat's gesagt — er wird mich umsonst unterrichten — ich geh' zum Theater! Die Augen, die Luise gemacht hätte! Das zu sehen! — Aber sie bezwang sich, niemand sollte davon erfahren, vorderhand niemand — später werden es alle wissen, wenn sie in die Dessertlichkeit tritt, wenn sie berühmt wird. Sie drückte die Lippen fest aufeinander, dann, Luises Neugier zuvorkommend, rief sie ihr zu: „Ich war bei meiner Pathin, ich mußte Kaffee trinken, d'rum bin ich so erhitzt — mein Gott, ich glühe!“

10. Kapitel.

Das in Oestreich beliebte System des Sichfortwurstelns wurde auch von den Wittes mit anerkenntniswerter Geschäftlichkeit befolgt. Aber je mehr Witte sich mühte, seiner Finanznot abzuhelfen, er kam immer tiefer hinein. Er war tüchtig in seinem Fache, wenn er auch nichts Besonderes leistete, was nicht Hunderte ebenfalls zuwege gebracht, aber seine Muster waren beliebt und er durfte mit Recht behaupten, daß die Firma, die Klein angefangen, zum guten Teil ihm ihren Aufschwung verdankte.

Der verstorbene Chef hatte dies stets willig anerkannt, wenn auch mehr mit Worten als mit Thaten, denn die Gehaltsaufbesserungen, welche er ihm gewährte, hielten der zunehmenden Teuerung eben nur die Wage. Sein Sohn und Nachfolger zeigte ein schlechteres Gedächtnis für die Verdienste seines Modellzeichners. Gleichwohl hielt Witte den Zeitpunkt gekommen, um eine bedeutende Erhöhung seines Gehaltes einzukommen.

Der Chef wies ihn nicht ab, aber er suchte unter allerlei Vorwänden, den Bescheid hinauszuschieben.

Er war eben ein Neuling im Geschäft und, was Witte noch schlimmer dünkte, ein Neuerer.

Er huldigte jenen, wie Witte sich ausdrückte, verrückten Auffassungen und Ideen, welche damals in Wien in der Kunst und, von ihr inspiriert, auch im Kunstgewerbe hervortraten.

Das Publikum verhielt sich spröde dagegen, es lachte und spottete über die „Secession“, wie diese Richtung in Wien benannt wurde und wollte davon nichts wissen. Trotzdem griff sie um sich, wie ein Uebel.

Von den Architekten begünstigt und geführt, begann das Kunstgewerbe, namentlich in der Ausstattung der Innenräume, stark secessionistisch zu arbeiten.

Die Umwälzung war da, ihre Ursachen waren nur Wenigen klar geworden. Es war die vervollkommnete Technik, die neu konstruierten Maschinen, die auch hier, wie auf andern Gebieten, revolutionierend wirkten.

Man sparte dadurch an Arbeitskräften, man konnte minderwertiges Material bearbeiten, durch neu angewandte Methoden den Stoffen Feuer, Glanz und Glätte geben, durch Einfachheit in der Zeichnung rascher vorwärts kommen. Man konnte billiger produzieren, billiger verkaufen.

„Billig, billig, billig! Massenproduktion für die Massen!“ war die Parole.

War es bisher der Adel, die Monarchie, welche das Kunstgewerbe, allerdings spärlich, in Nahrung setzten, so war

jetzt das Bedürfnis nach geschmackvoller Ausschmückung seines Heims in breitere Schichten gedrungen und konnte bei der Billigkeit der Produkte auch befriedigt werden. Was früher in einigen Exemplaren hergestellt wurde, fabrizierte man jetzt zu tausenden, und siehe, der früher so erklüßte Adel und die oberen Zehntausend kauften mit Vorliebe diese billige Ware, weil sie billig war, weil sie Mode war. Mit der Demokratisierung der Gesellschaft ging die Demokratisierung der Kunst Hand in Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Wer im Chöre mitzusingen pflegt, der wird sich vielleicht schon manchmal gewundert haben, daß da meistens nur eine einzige von den vier zusammenklingenden Stimmen (oder wie viel es eben sind) etwas selbständige in einer gut zusammenhängenden Tonfolge, eine sogenannte Melodie, zu singen hat. Die übrigen Stimmen sind gegenüber dieser einen (meist der obersten) Stimme unselbständig, lediglich Begleitung; noch dazu eine, die in recht wenig sinnvollen Tonfolgen einherzuschreiten hat. Seltener bekommen alle Stimmen ihren Anteil an der Führung des Ganzen; und wenn, dann scheint trotzdem das Ausschreiten der meisten Stimmen mehr im Dienste des augenblicklichen Zusammenklings zu stehen, sogar mit starken Zumutungen an sprunghafte Schritte, als eine vernünftige Gangart der einzelnen Stimmen darzustellen. Ob es damit früher nicht besser war als jetzt? Ob nicht ältere kirchliche Gesänge Stimme für Stimme gesanglicher waren als neuere weltliche? Ob nicht manches Uebertriebene der musikalischen Moderne gerade darauf zurückgeht? Und ob nicht bei der Untertreibung im musikalischen Bilden der entscheidende Fehler begangen wird, zu sehr nur das Zusammenklängen und zu wenig das Nacheinanderklängen von Tönen zu lehren?

Mit dieser Stizze eines Zweifels, der sich in manchem Sänger regen mag, haben wir versucht, ohne Appell an besondere theoretische Kenntnisse eine theoretische Richtung verständlich zu machen, die vor einiger Zeit häufiger vertreten war und die jetzt wieder in einem Vortrag eifrig verfolgt worden ist, den am 14. d. M. Herr Otto Fiebach vor einem geladenen Kreise gehalten hat. Es kam hier nicht unres Amtes sein, die Begeisterung des Vortragenden für den „reinen, absoluten Contrapunkt“ und seine Bekämpfung der „Harmonielehre“ als der bloß „accordischen“ Stimmsführung, des „Krebschadens der modernen Komposition“, auseinanderzusetzen und auf seine einleitenden Erörterungen einzugehen, die das Wesen der Musik in teilweise zutreffender Weise als Stimmungsausdruck darzulegen suchten. Ins Unrecht setzt ihn die tatsächliche Entwicklung der Musik seit der Neuzeit (speziell seit Rameau im 18. Jahrhundert) jedenfalls. Zurück geht es nun einmal nicht. Allein Einseitigkeiten zu ergänzen und Auswege aus unsrem eng beschränkten Konjunkt, das dem Reichthum vergangener und auch fremder gegenwärtiger Musik nicht gerecht wird, zu finden: dazu dienen solche Uebertreibungen einer konservativen Kritik ganz gut. Ältere Musikfreunde denken dabei wohl noch an Männer in Berlin wie C. Grell und G. Vellermann zurück. Und darin unser musikalisches Bewußtsein anzurütteln ist wertvoller, als unsren Männergesang mit einer Auspielung des angeblich Natürlichen gegen vermeintliche Künstlichkeit zu kritisieren. „Weder Silcher noch Hegar, sondern reiner Sag!“ — Dieses Wort D. Fiebachs ist eine Verleumdung geschichtlicher Thatfachen, doch aber tausendmal vernünftiger und fruchtbarer als das „Silcher gegen Hegar.“

Und ebenso hat man von einem so tief gehenden Standpunkt aus mehr Recht, gegen das Unzulängliche der gegenwärtigen Operettenkomposition aufzutreten, wie es auch jener Vortragende that, als wenn man es etwa vom Standpunkt des Verlangens nach mehr „Melodie“ oder gar von dem einer sittlichen Entrüstung über eine „triviale“ Musik aus that (eine solche giebt es in diesem Sinne überhaupt nicht). Fortwährend wird geklagt, daß in der modernen Kunst und auch anderswo so viel Streben nach absonderlicher Originalität tobe. Unsre Operettenkomponisten und ihre Textmacher beladen sich mit einem solchen Ehrgeiz nun einmal gar nicht. Sie sind das Gegenteil vieler ihrer Geizts und Gelden und könnten etwas von der Unsinnsphantastik dieser ganz gut brauchen.

Während D. Fiebach ungefähr so denkt, daß die durch unsre jüngeren musikalischen Meister verschüttete alte Welt der reinen Stimmsführung noch lebe und ausgegraben werden müsse, haben zwei Otmätzer Gymnasialprofessoren, Bruno und Roderich Benarius, die Idee, daß in Pompeji unter dem Lavaschutt noch wirkliche Menschen leben, und wollen sie durch ein vom ersten erfundenes Sprengmittel ausgraben. Knapp vor der Abreise hat aber der gestrenge Roderich Konflikte mit seiner Gymnasialjugend und schläft durch eine ihm heimtückisch bedicierte, mit einem Schlafmittel besetzte Cigarre ein. Im Traum sieht er sich mit Onkel Bruno in Pompeji, wie sie die Sprengung vornehmen, und erblickt nun wirkliches pompejanisches Menschenleben, wobei allerdings Onkel, Rufine, Kollegen usw. ebenfalls pompejanische Menschengestalten angenommen haben.

Mit seinem Cylinder und seinem böhmischen Deutsch ertvedt er unendliche Heiterkeit, zumal bei der schönen Jone, besteht aber einen Lierkampf so glänzend, daß er Jone heiratet und sie samt ihrer

blinden Ellavin Nydia heim nach Olmütz nimmt. Aber dort betrügt sie sich höchst ungerbig, zieht sich sogar aus, um wieder in ihrem griechischen Gewande dazusitzen, läuft damit auf die Straße usw., bis ihr Mann seine Stellung verliert. Nydia, mit den Jügen seiner Cousine, bringt ihm etwas Trost über verlorenes Glück. Wir sehen ihn lummervoll dastehen, in derselben Stellung, in der er eingeschlagen war, bis ihn seine wirkliche Cousine weckt, da es höchste Eisenbahn nach Pompeji sei. Fortsetzung des Russes im Traum, Stitzenreiben, und selbstverständliches Dabeinbleiben in Olmütz.

Das ist „Der Herr Professor“, die Operette, die am neulichsten Sonnabend im Gastspiel des Central-Theaters bei Kroll vorgeführt wurde, nachdem das Stück Ende des vorigen Jahres den Wienern die Erstlingsfreude bereitet hat. Victor Léon gab hier einen Text, dem selbst der grimmigste, einen Löwen auf „Löwenbrot“ zusammenschlagende, Tierbändiger nicht den leisesten Wortwurf poetischer Streberei machen wird. Man unterhält sich bei dieser geschickten Posse wirklich gut und darf sich entschieden dagegen verwahren, daß ihr im Verhältnis zu andern Operetten- und Operntexten ein Mehr an Blödsinnigkeit vorgeworfen werde. Und den Komponisten darf kein Tadel der Extravaganz treffen. Auch geht es schwerlich auf sein persönliches Unglück der Blindheit zurück, daß er in breiten Sentimentalitäten schwimmt. Das ist vielmehr nun schon einmal Sitte (und Sittlichkeit) in Operette und Ringeltangel. Nur schade, daß die Ellaverei der Sitte auch diesen Komponisten trifft. Herr Béla von Uj Lann Besseres. Ensemblegesänge wie das Quintett zu Anfang, und Stimmungsmalereien wie die verschiedentlichen Schlaffscenen und dergleichen macht er sehr gut. Gelegenheiten etwa zu exotischen Originalitäten (wie z. B. bei dem Chor zu Anfang des zweiten Aktes) läßt er unbenutzt, und Humor oder Charakterkomik sind nicht seine Sache; Lachausbrüche gelingen ihm schon besser. Stets machen wir wieder die Erfahrung, daß Operettenkomponisten, die etwas Nüchternes können, im Verlauf des Stückes immer mehr nachlassen. Es ist eben die Ellaverei des Librettos und des Publikums-geschmackes, unter dem sie stehen. Von der interessanten Ouvertüre an rückt auch dieser Komponist allmählich ins Nichts hinunter.

Eine Erquickung ist es, im Vergleich damit zurückzugreifen — soweit ein Vergleich paßt — auf G. Jarnos „Vollstümliche komische Oper“: „Der zerbrochene Krug“, über die wir vor einiger Zeit berichtet haben, und deren Klavierauszug uns nachträglich zugegangen ist. Auch da kein Ehrgeiz, eigene Wege zu wandeln, vielmehr sogar ein künstliches Suchen geläufiger Wege. Aber welcher charakterisierende Humor, welche Frische in den Weisen, ohne das landesübliche Larmoyante! Derlei könnten wir in größerer Menge brauchen, und es liegt nicht an der Differenz zwischen Operette und komischer Oper, wenn man uns einer Utopie beschuldigt.

Die Aufführung des „Professors“ war unter Kapellmeister Arthur Peiser im Ganzen gut gelungen. Wenn aber der Vertreter der Hauptrolle, Hans Golwig als Roderich, nun schon einmal wenig Stimme hat, so könnte er doch mindestens seine schauspielerische Leistung aus der humorlosen Stare erlösen, mit der er sie gab. Eine Rolle, die so viel Gelegenheit zu wechselnder Mimik und zu schlagenden Kontrasten darbietet wie diese, kommt nicht bald wieder. Die Sängerinnen Mia Werber und Josephine Vettori trugen zu dem erfolgreichen Eindruck des Stückes viel von ihren belauteten Vorzügen bei. Herr Oskar Braun ist wohl der an Gesangskunst reichste unter allen Mitgliedern jener Operettentruppe, soll aber dringend gemahnt sein, mit diesem Reichtum besser umzugehen und sich nicht zu überschlagen.

Wir träumen viel von besserer Kunst und müssen einstweilen doch froh sein, mit etwas Olmütz oder Berlin vorlieb zu nehmen. Wollen wir mehr, so laßt uns das Publikum aus — der Künstler schwerlich. —

Kleines feuilleton.

ow. Stare im Kirschbaum. Im Garten dicht an der Straße steht ein großer Kirschbaum, darin hängt ein fürchterliches Gespenst. Wie ein heruntergekommener Mensch, ein Landstreicher, ein Mörder oder ein Gemordeter sieht es aus, entsetzlich! Die Kinder gehen scheu vorüber, obwohl die langen Äste mit den glänzend roten Früchten so weit herüberhängen über die Straße und gar nicht zu hoch! Das Gespenst verdirbt ihnen den Appetit. Die Stare hoden mißvergünstigt im Hollundergebüsch hinter der Scheune und gucken küstern und angstvoll zugleich nach dem Kirschbaum. Meister Gutte aber reibt sich vergnügt die Hände. „Das haben wir brav gemacht!“ denkt er. „Diesmal soll mir keiner eine Kirschbaumklauen!“

Wie der Wind leise ging, wadete der alte, eingedrückte Zylinderhut auf dem Kopfe des Gespenstes, es wadelten die dünnen, hölzernen Arme und die Rockfittiche. Unsagbarer Schauer ging durch die kleinen, schwächenden Herzen der Kinder und der Stare. Und die letzteren riefen unmutig ihr Stähär — Stähär, und dann flogen sie, plötzlich von Angst gepackt, hintweg und suchten nach alten, haarigen Kauten und harten, bitteren Käfern, ohne die süßen Kirschchen ganz zu vergessen. Am andren Tage aber setzten sie sich wieder auf die Hollunderbüsche und riefen wieder ihr Stähär — Stähär. Und ein junger Star flatterte unruhig umher und brachte dann aus seiner Kehle ein Geräusch hervor, wie wenn Meister Gutte

Holz sägte. Alles jubelte vor Vergnügen. Der junge Star, darob geschmeichelt, miaute nun wie eine Rabe, machte dann das Starren der Gartenthür nach und schließlich wadete er umher wie das Gespenst auf dem Kirschbaum. Darob erntete er einen schmetternden Beifall. Und nun war er ganz übermütig geworden und meinte: Und wenn mich der Galgenstiel auf dem Kirschbaum anspeit, ich fürchte mich nicht. Und damit that er, als flöge er direkt auf dem Baum zu, er lehnte aber sofort wieder um.

Gar so schlimm kam ihnen das Gespenst aber nicht mehr vor wie gestern. Erstens gewöhnten sie sich an den Anblick und dann sahen sie, wie der Kerl entweder immer still dastand, als wollte er und könnte nicht, oder aber im Winde baumelte er immer wieder auf dieselbe Weise und nach derselben Richtung ohne Abwechslung. Die alten Stare aber rieten zur Vorsicht. Man hatte schon Wunderdinge erlebt, wie solche Gespenster tagelang unbeweglich geblieben waren, und plötzlich, wenn man sich ihnen genähert, waren sie lebendig geworden und hatten die Hände ausgestreckt oder es war gar ein Schuß gefallen und viele arme Stare hatten ihr Leben dabei eingebüßt. Der junge Star aber hielt sich mehr an seine Altersgenossen und suchte sie zu verleiten, mit ihm wenigstens auf den nächsten Baum neben dem Kirschbaum zu fliegen. Es gelang ihm auch, seinen Plan durchzusetzen und, hast du nicht gesehen! flog er mit fünf, sechs Vögeln hinüber in den alten Apfelbaum. Die Zurückgebliebenen ergriff bleiche Angst und sie glaubten, daß nun etwas Unerhörtes geschehen werde. Es geschah aber nichts, solange sie auch warteten. Und schließlich faßten sie sich ein Herz und flogen ebenfalls hinüber auf den Apfelbaum. Darob schwoll denen, die zuerst dahin geflogen waren, vollends der Kamm und nun fielen sie plötzlich, von Mut und Rüsternheit übermannt, in die Kirschchen ein — etwas abseits vom Gespenst. Ei, wie sie schmeckten! Stähär! Stähär! Das war ein Genuß! Das konnten die andern nicht mit ansehen, und so fielen auch sie in den Kirschbaum ein. Und der turde nun weidlich geplündert, denn es mochten wohl dreißig bis vierzig Stare sein. Die haben bald ein Schod Kirschchen abgethan!

Meister Gutte, der eben in stiller Zufriedenheit einen Stiefel besohlt und danach sich eine Cigarre angezündet hatte, gewahrte plötzlich, als er durchs Fenster sah, die Bescherung. Die Cigarre fiel ihm aus dem Munde vor Schreck und Aerger. In heller Wut riß er sein Tesching von der Wand, das immer geladen war, schlich sich sachte nach der Gartenthür und puff! da fuhren die Schrotkörner in das Geäst. Die Stare flogen entsetzt davon, weit, weit, rings in die Nachbarschaft. „Zum Glück haben wir kein Starleben zu beslagen“, sagte der Älteste von ihnen. „Ich hoffe aber, daß sich jeder dieses schlimme Erlebnis zur Warnung dienen lasse, damit nicht noch Aergeres sich ereigne.“

Man ließ es sich auch zur Warnung dienen. Den ganzen übrigen Tag und den nächsten Vormittag. Alsdann beschloß man unter Führung des jungen Stares, am Abend dem Kirschbaum wieder einen Besuch abzustatten, dabei aber genau acht zu geben, wenn jemand an der Gartenthür erschiene. Damit waren die andren einverstanden, das heißt, sie sagten bloß: Stähär! Stähär! Das bedeutet aber soviel wie: Jawohl, Du Kerl, wir sind dabei — aber feste! —

en. Die Sprengwirkung eines Blitkes ist kürzlich unter merkwürdigen Umständen beobachtet worden. Ein 15 Meter hoher Nadelbaum, eine Himalaya-Ceder, stand dicht neben einem Hause. Die Inassen des Hauses sahen dem eingetretenen Gewitter von einem Fenster aus zu, von dem jene Ceder nicht sichtbar war, dagegen eine nur etwa 10 Meter weiter abliegende Araucaria. Plötzlich zeigte sich auf letzterer eine eigentümliche Feuererscheinung, als ob ein Schwärmer durch die Zweige niederging und sie zu Boden drückte. Gleichzeitig erfolgte ein fürchterliches Geräusch wie von tausend Pistolenschüssen, das von einem Geräusch begleitet war, als ob die Zweige der Araucaria zusammenschlugen. Unmittelbar darauf stieg eine Dampfswolle aus dem Rasen empor, auf dem die beiden bezeichneten Bäume standen. Die Untersuchung ergab, daß der Stamm der Ceder vollständig zerstört war. Die Spitze war etwa 10 Meter über dem Erdboden abgebrochen und anscheinend gerade heruntergefallen, da sie dicht neben dem Stamm fast senkrecht im Boden stak. Der Hauptteil des Baumes war ungefähr 1 Meter über dem Rasen in zwei Teile zersplittert, die nach rechts und links auseinandergefallen und auch an sich noch zerborsten waren. Die Beobachter bemerkten den eigentümlichen „Schwefelgeruch“, der bei Blitsschlägen gewöhnlich auftritt, aber an keinem der Bäume waren Spuren von Verbrennungen zu entdecken. Der Vorgang kann sich nur so erklären, daß sich der Saft in dem kräftigen Baum durch die Wirkung des Blitkes in Dampf verwandelte und den Stamm auseinandersprengte. Immerhin bleibt das erwähnte Aufsteigen einer Wolke aus dem Rasenplatz merkwürdig. Man sollte nicht verabsäumen, bei Gewittern auf derartige Erscheinungen zu achten und sie an geeigneter Stelle mitzuteilen. —

Medizinisches.

— Wie lernen Blinde sehen? Der Augenarzt Schanz operierte, wie er in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ berichtet, einen sechsjährigen Knaben, dessen Sehvermögen von Geburt an infolge von Star herabgesetzt war auf Erkennen von hell und dunkel. Alle Gegenstände, die man dem Knaben in die Hand gab, betastete er nach allen Richtungen und führte sie auch vor das Auge. Dabei stellte er sich immer gegen das Licht, legte den Gegenstand unmittelbar an die Augenhöhlenränder und zog ihn am Auge vorbei.

Er prüfte so den Schatten, den die Lichtquelle von dem Gegenstande in seinem Auge erzeugte. Gab man ihm z. B. eine gefasste Linse, wie sie zum Augenpiegeln gebraucht wird, so sagte er, nachdem er sie auf diese Weise geprüft: „Das ist e Gudel!“ Er hatte erkannt, daß die Linse durchsichtig war. Gab man ihm farbige Gläser, so hielt er sie in gleicher Weise ans Auge und rief: „Das ist e Glasel.“ Auf die Frage, wie es aussieht, sagte er: „Ja, das sieht aus!“ Er merkte also, daß die Sachen farbig waren, aber über Unterschiede zwischen den Farben waren trotz vielen Fragens keine Auskünfte zu erlangen. Bei diesem Patienten hat Schanz kurz hintereinander beide Augen operiert und am Weihnachtsabend gleichzeitig beide Augen aufgebunden und mit Starnglas versehen. Bei der ersten Sehprüfung nach der Operation erkannte der Patient mit dem Auge nicht seinen Ball, einen Topf erklärte er als Keller, sein Näpfschen auch als Keller. Mit den Augen, und auch erst, wenn er sich sehr genähert hat, wird nur der Köffel und ein Waullöschchen erkannt. Das Holzpfersdchen, das er früher beim Betasten als „Mähshafel“ bezeichnete, erkennt er nicht mit dem Auge. Den Christusbaum mit silbernen Kugeln an den Zweigspitzen bezeichnet er richtig und versucht zu blasen, er hält die Kugeln augenscheinlich für Lichter. Wird ein großer Gummiball auf den Boden gelegt, findet er ihn, wenn er in die Richtung des Balles gestellt wird. Wird der Ball auf die Seite gelegt, so muß er lange suchen; versucht er ihn zu fassen, so sieht er nicht die Tischbeine, die Tischplatte, die ihm dabei in den Weg kommen. Den rollenden Ball verfolgt er richtig. Ein Thaler wird mit dem Auge als Schlüssel erklärt, mit der Hand als „Pfengel“. Gibt man ihm ein Bilderbuch, in dem Spielsachen und sonst ihm bekannte einfache Gegenstände abgebildet sind, so erkennt er auch nach vielen Wochen nicht die einfachsten Sachen, nicht einmal das Bild des Balles, des Stuhles, der Lampe. Er sucht die Gegenstände zu betasten und bezeichnet alles als Blumen. Am interessantesten war die Prüfung am Spiegel. Er glaubt auf das „Gassel“ zu sehen. „Es sind Kinder draußen.“ Er betrachtet die Spiegelscheibe: „Kinder heben die Hand hoch.“ Auf die Frage, wer wohl das sei, der ihm alles nachmache, ob er es nicht selbst sei, betastete er auch zwei Monate nach der Operation noch sein Spiegelbild und sagt: „Das ist e Madel.“ „Madel hat eine Brille auf.“ Drei Monate nach der Operation hatte ihm die Schwester aus Papier einen Schirmhut gemacht und ließ ihn damit in einen Wandspiegel sehen, sofort rief er seinen Namen und nickte seinem Spiegelbilde zu. Als ihm der Hut abgenommen und er wieder vor einen Wandspiegel gestellt wurde, erkannte er sich wieder nicht; erst einige Tage später erkannte er sich im Wandspiegel, er nahm seinen Rockflügel und winkte seinem Spiegelbilde zu. Drei Monate nach der Operation erkennt er mit den Augen alle Gegenstände seiner Umgebung, im Bilderbuch aber noch keine Figur, die Farbenprüfung ergab noch ein recht mäßiges Resultat. Das Gesichtsfeld schien keine größeren Defekte aufzuweisen, Entfernungen wurden ganz leiblich geschätzt, er griff richtig, baute ganz hübsch mit dem Baukasten, sprang frei die Treppe hinab und nahm dabei absichtlich öfters mehrere Stufen gleichzeitig. —

Völkerkunde.

— Ueber die Heiterkeit der Banjamwesi in Deutsch-Ostafrika wird in der Aprilnummer des „Afrikaboten“ folgendes berichtet: Die Heiterkeit der Banjamwesi ist sprichwörtlich. Nicht nur giebt es unter ihnen viele originelle Naturen, die durch ihren gesunden Witz eine ganze Gesellschaft zu unterhalten verstehen, sondern das ganze Volk zeigt in seinem Benehmen eine erstaunliche Fröhlichkeit, die sich bei jeder Gelegenheit in Musik und Tanz kundgiebt; zu Hause und bei beschwerlichen Karawanenmärschen, überall zeigt der Banjamwesi ein heiteres Wesen, das ihn nicht nur allenthalben empfiehlt, sondern ihm auch über die drückenden Sorgen des Alltagslebens leicht hinweghilft, ohne ihm gerade das Gepräge des Leichtsinns aufzudrücken. Wenn am Abend eines mühevollen Marschtages der Europäer erschöpft von den Anstrengungen und Strapazen sich zur Ruhe niederlegt, dann denkt der Lastträger aus Unjamwesi noch lange nicht an die Nachtruhe. Derselbe heitere Sinn, den er tagsüber bekundete, wenn er unter den Glutstrahlen der afrikanischen Sonne eine Last von 30–40 Kilogramm trug und trotz Hunger und Durst den beschwerlichen Marsch durch die heiße Steppe fortsetzte, dieselbe Fröhlichkeit, die ihn dann über alle Mühen hinweghob und sogar noch launige Sangesweisen ihm entlockte, verläßt ihn auch am späten Abend im einsamen Lager der Wildnis nicht. Ja, im Gegenteil, sie steigert sich noch bei den Klängen der Musik und belebt die Einöde; da, wo tagsüber vielleicht kein Mensch zu sehen war, wo sonst beim fahlen Mondenschein die Tiere der Wildnis zur Tränke kamen, da ist jetzt plötzlich ein ganz neues Leben erblickt. Beim flackernden Schein der Wachtfeuer und beim Klange der Regemusik erblickt man die schwarzen Gestalten, in Reigen gekleidet, tanzend daherhüpfen. Und diesem Vergnügen liegen die Söhne Unjamwesis nach des Tages Last und Arbeit stundenlang ob. Es ist für den Europäer ein ganz eigenartliches Schauspiel, wenn er zum erstenmal diese fröhlichen Tänze in magischer Beleuchtung erblickt; da kann er nur staunen über die unwüchsigke Kraft unrer Neger, die selbst am Abend heißer, arbeitsreicher Tage noch keine Müdigkeit kennen, weil sie eben ihre Mühen mit Fröhlichkeit und munteren Liedern wärzen. Auch bei den Feldarbeiten in der Heimat lieben es die Banjamwesi, Lieder zu

singen, ja, sie können sich eine andauernde geregelte Arbeit gar nicht denken ohne Musik, denn sie wissen recht wohl, daß die Arbeit dann am besten von statten geht, wenn ein geübter Sänger die Gesellschaft erheitert. Und wenn am Abend nach der Glut und den Arbeiten des Tages die Sonne am fernen Horizont entschwinden ist und der silberhelle Mond mit seinen sanften Strahlen die Gegend beleuchtet, dann hört der einsame Wanderer von allen Seiten in den kleinen friedlichen Negerdörfern muntere Weisen erschallen. Aus jeder Hütte ertönt ein frohes Lied zum Klange der Musikinstrumente, und inmitten des Dorfes auf freiem Ager schlägt die Jugend den munteren Reigen und führt ihre Tänze auf. Um den Takt zu machen, wird ein Saiteninstrument, „odono“ genannt, gespielt. Die Blinden gelten in Unjamwesi als die besten Musikanten und Chorführer. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber die Entstehung der japanischen Zwerggewächse giebt der Botaniker O. Drude in der „Gartenflora“ folgende Auskunft: Die jungen Pflanzen werden in so kleinen Töpfen erzogen, daß ihre Wurzeln bald das ganze Erdreich erfüllen, und, nach weiterer Nahrung suchend, oberflächlich austreten; dann erhalten die Pflanzen etwas größere Töpfe, in welchen sich aber alsbald dasselbe Bild des Nahrungsmangels wiederholt und so fort ihr ganzes Leben hindurch. Zu diesem geringen Quantum Erdreich giebt man den Pflanzen außerdem gerade nur so viel Wasser, als sie zum Bestehen durchaus nötig haben. Dabei verkümmert zugleich die Pfahlwurzel, und auch die Seitentwurzeln entwickeln sich weder genügend schnell noch genügend zahlreich für ein kräftiges Wachstum der Pflanze, so daß das ganze Leben sehr verlangsamt wird; verschnitten werden übrigens die Wurzeln nicht. Durch das Hervorbrennen derselben nach oben wird der dicke und unförmlich kurze Stamm allmählich in die Höhe gehoben und erscheint wie auf Luftwurzeln gestützt. Die andre Seite der Kultur liegt im Verändern des natürlichen Wachses der Zweigunterdrückung. Die Japaner verknüpfen frühzeitig die Aeste unter sich oder mit dem Stamm in einer möglichst verkrümmten und zickzackförmigen Weise und bedienen sich dabei zum Anbinden der Bambusfasern. Dadurch wird eine das Wachstum in sich selbst unterdrückende Form erzielt, so daß der Stamm nach 50 bis 100 Jahren erst 4–7 Centimeter Durchmesser und die zehnfache Höhe besitzt. Wo ein verkrümmter Ast absterbt, wird er abgeschnitten und durch einen unterhalb des Schnittes hervorprickenden neuen Ast ersetzt; dadurch wird oft der Anschein eines künstlichen Zuschnittes hervorgerufen. —

Notizen.

- Eine bisher unbekannte Charade Schillers ist in einem alten Fremdenbuche der Wartburg aufgefunden worden. Die Charade ist 23 Zeilen lang und vom Dichter selbst im Jahre 1803 niedergeschrieben. —
- Calderons „Richter von Zalamea“, in einer Uebersetzung von Rudolf Presber, wird eine der ersten Novitäten der kommenden Saison im Lessing-Theater sein. —
- Das Vergtheater in Thale am Harz beginnt am 25. Juni mit Shakespeares „Sommerachtsstraum“ seine diesjährige Spielzeit. —
- Die Schwind-Ausstellung in der Nationalgalerie ist eröffnet. —
- Der Franzose Desplagnes hat am mittleren Niger, in der Gegend von Anjugo, die Stelle gefunden, wo ehemals die alte sudanesishe Hauptstadt Kuliha stand. —
- t. Eine merkwürdige optische Täuschung beschreibt der japanische Physiker Terada. Sie entsteht, wenn der für physikalische Experimente häufig benutzte Variappaman auf eine Wasserfläche gestreut und durch einen Luftstrom in eine kreisende Bewegung versetzt wird. Nachdem man das herumwirbelnde Pulver einige Zeit beobachtet hat, richtet man das Auge auf einen benachbarten Tisch, und man wird wahrnehmen, daß die Fläche sich zu drehen scheint, aber in einer ungelehrten Richtung wie jenes Pulver. —
- o. Der thätigste Vulkan der Erde ist der Sangay in Ecuador. Er ist 5323 Meter hoch und seit 1728 ununterbrochen thätig. Die Geräusche von seinen Eruptionen hört man bisweilen in dem etwa 225 Kilometer entfernten Quito; einmal zählte man in einer Stunde 267 Ausbrüche. —
- Eine Glodeninschrift des Kirchturms zu Vernau teilt der Historiker Archenhold im „Weltall“ nach Angabe der Vernauer Stadtchronik von Bernide mit: „Im Jahre 1649 wurde die Glocke umgegossen und erhielt dabei eine vom Diabolus Schöpplius in Versen verfasste lateinische Inschrift, deren Inhalt etwa folgender ist: Der (1618) von dem Erdkreis ungenügend gesehene, sehr schreckliche Komet verkündigte dem ganzen Europa graufige Kriege. Wir haben gesehen, von da begann der Schmerz. O, die Unfälle, ach, die Schlachten der Könige und Feldherren, welches alles das Welttheater aufweist. Schon während dieses den Heiligen geweihte Werk, die Glocke, vollendet wird, wächst endlich der Friede im Verlaufe des Jahres, in welchem wir aufsteigen. Möge wieder erstehen der Friede, der nunmehr der Welt verkündigt wird.“ —